Umbra codicum. Faksimilierung und mittellateinische Forschung

‚Schattenwurf der Handschriften', so könnte man das *umbra codicum* der Überschrift übersetzen. Der Gebrauch der Metapher *umbra* für die Erscheinungsformen des Facsimiles scheint auf Ludwig Traube (1861–1907), den Gründer des Mittellateins als Universitätsfach, zurückzugehen, wovon gleich zu sprechen sein wird. Vorauszuschicken ist, daß Mittellatein keine eigenständige Sprachstufe wie etwa Mittelhochdeutsch ist, denn obwohl das Latein des Mittelalters manche Eigenheiten kennt, ist der Abstand zur antiken Literatursprache dafür nicht groß genug. Bei Mittellatein handelt es sich vielmehr um das Schlagwort für einen methodischen Ansatz. Das Latein des Mittelalters verlangt eine andere Art der Untersuchung.

Denn während wir für antike lateinische Autoren weitgehend ohne autornahe Überlieferung auskommen müssen, weil sich der antike Hauptbeschreibstoff Papyrus in Westeuropa so gut wie nicht erhalten hat, sind wir bei den Autoren des lateinischen Mittelalters in einer besseren Lage. Der Übergang zum haltbaren Pergament im Frühmittelalter bringt uns ihnen näher, bisweilen erreichen wir sie ganz. Der Abstand zwischen Horaz († 27 v. Chr.) und dem ältesten Codex seiner Werke beträgt mehr als 850 Jahre;[1] der älteste erhaltene Codex mit der Kirchengeschichte der Angelsachsen des Beda Venerabilis († 735) entstand wenig mehr als zwei Jahre nach dem Ableben des Autors;[2] bei dem Reichenauer Mönch und späteren Abt Walahfrid Strabo († 849) besitzen wir im St. Galler Klosterplan ein Autograph seiner Dichtungen.[3] Das wirkt sich auch numerisch aus: Während die Zahl der überlieferten

antiken lateinischen Autoren die 1000 nicht erreichen dürfte, gibt es ca. 15000 namentlich bekannte mittellateinische Autoren.[4] Darunter sind – auch das ist im Vergleich zur antiken lateinischen Literatur neu – einige Autorinnen, die wie Hrotsvit von Gandersheim († nach 968) oder Hildegard von Bingen († 1179) prominente Namen tragen.

Hat die Erforschung der antiken Latinität also die Aufgabe, große Überlieferungslücken zu schließen, ist die mittellateinische Forschung gehalten, überlieferungsnah zu arbeiten und Manuskripte als Zugang zum Autor zu begreifen. Die deutsche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat daraus die Idee einer Handschriftenphilologie entwickelt. Ludwig Traube war derjenige, der dieses methodische Verständnis etabliert hat. Für ihn waren jenseits von Sprache und Literatur die Lehre von den alten Schriften (Paläographie) und der physischen Beschaffenheit der Schriftzeugnisse (Kodikologie) Schlüsseldisziplinen. Historische Zeugnisse seriös zu lesen, Abkürzungen aufzulösen, Schrift zu datieren und zu lokalisieren, Randnotizen richtig zu bewerten und ins Verhältnis zum Haupttext zu setzen, Lagenfolge und Lagenverlust zu beachten, ist mittellateinisches Handwerk, und das Erlernen dieser Fähigkeiten nur im Kontakt mit den mittelalterlichen Schriftzeugnissen möglich.[5]

Die Schriftzeugnisse aber – Buch, Schriftrolle, Urkunde – sind wertvolle Unikate, verteilt auf ihre heutigen Aufbewahrungsorte in vielen Ländern. Weil mittellateinische Forschung ohne den Zugang zu ihnen kaum möglich scheint, ist die Geschichte dieser Wissenschaft auch eine Geschichte des Zugangs zur mittelalterlichen Schrift und zum mittelalterlichen Schriftgut über Reproduktionen wie Holzschnitt, Kupferstich, Photographie und Digitalisat. Schon einfache Auszüge wurden und werden dabei als Facsimile angesprochen. Als frühes Beispiel gilt die Wiedergabe von drei Seiten einer insularen Handschrift,[6] die Daniel Papebroch S.J. (1628–1714) im Jahr 1675 im Kupferstich veröffentlicht hat.[7] Die zahlreichen Schriftproben, welche Jean Mabillon (1632–1707) in *De re diplomatica* im Kupferstich hat abziehen lassen,[8] zählen ebenfalls dazu.[9] Erst mit solchen Schriftproben konnte sich die wissenschaftliche Paläographie so entwickeln, daß Fähigkeiten des Schriftvergleichs erworben und genutzt werden konnten.

Aber selbstverständlich sind einzelne Kupferstiche, selbst wenn sie ganze Seiten wiedergeben, noch keine Facsimilia im vollgültigen Sinne. Das ist der Grund, warum

insbesondere Ludwig Traube vielfach angeregt hat, vollständige Wiedergaben von Schriftzeugnissen herzustellen und der Forschung zur Verfügung zu stellen. Diese Wiedergaben waren zeitgemäß meist Lichtdruckbände in schwarz-weiß. Daß Farbe und Farbgebung wichtig für die Bewertung der Schriftzeugnisse ist, war selbstverständlich im Bewußtsein, spielte aber angesichts fehlender Möglichkeiten oder hoher Kosten zunächst keine Rolle. Zu den wichtigsten Anregungen, die Traube gab, gehörte das Facsimile des Codex Bern, Burgerbibliothek, 363.[10] Der Codex enthält mehrheitlich Auszüge paganer Autoren (Horaz, Ovid, Servius zu Vergil), stammt aus irischen Kreisen des fortgeschrittenen 9. Jahrhunderts und dokumentiert insbesondere die gelehrte Auseinandersetzung der Iren mit den klassischen Autoren durch Kommentare. Ein Ire und wichtiger Autor der Karolingerzeit spielt dabei eine herausragende Rolle, nämlich Sedulius Scottus († nach 864), dessen Namenskürzel *sed* als Kommentarsigle im ganzen Codex auftaucht und von dem einige Gedichte am Ende der Handschrift stammen könnten.[11] Das im Jahr 1897 erschienene und von Hermann Hagen eingeleitete Facsimile des Bernensis 363 ist ein Meilenstein der Faksimilierung in spezifisch mittellateinischer Perspektive.[12] Anspruch war, Handschriften wiederzugeben, deren Schrift, Textzusammenstellung und Kommentierung so aussagekräftig war, daß sie zum mittellateinischen Kulturzeugnis avancierten. Ästhetik der Schrift oder gar Buchillumination spielten, wie man dem rohen Seiteneindruck entnehmen kann (Abb. 3), eine nachgeordnete Rolle.

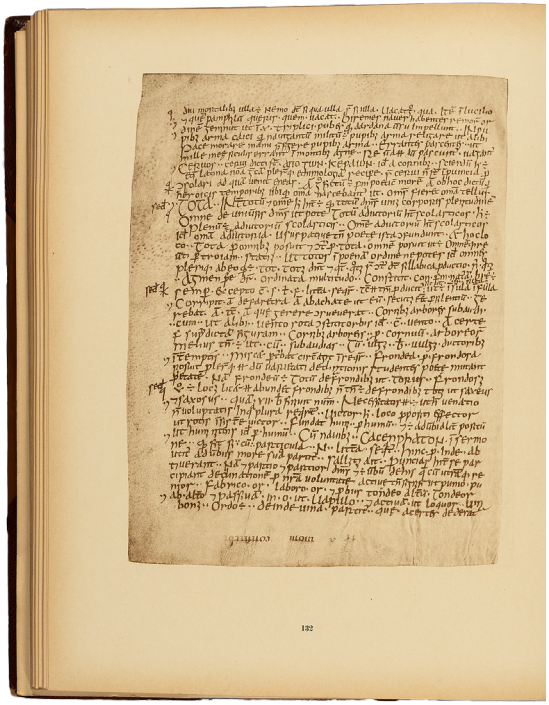

Abb. 3 Facsimile Codex Bernensis 363 phototypice editus, hg. von Hermann Hagen und Scato de Vries, Leiden 1897, 132 der insularen Gebrauchshandschrift Bern, Burgerbibliothek, 363 aus dem letzten Drittel des 9. Jahrhunderts.

Ludwig Traube hat sich im Jahr 1902 einmal programmatisch zur Faksimilierung geäußert. Anlaß war die Wiedergabe von Fragmenten einer spätantiken Handschrift in Unziale des 5. Jahrhunderts mit Teilen der Weltchronik des Hieronymus. Der Codex war im Mittelalter in Fleury aufbewahrt und später makuliert worden, weshalb die Reste auf drei Bibliotheksstandorte verteilt waren.[13] Traube kam die Aufgabe zu, die Ordnung der Fragmente zu erläutern und das Facsimile mit einer lateinischen Einleitung zu versehen. Drei Kernaussagen lassen sich dem Text entnehmen: Erstens würdigt Traube den Beitrag der Faksimilierung im Lichtdruck zur paläographischen Forschung (*ars palaeographica eo et utilior fit et audacior, quo maiorem progressum ars photographica facit*) und äußert die Überzeugung, daß die Photographie eines Tages farbige Abzüge ermöglichen wird (*habebimus photographon multicolorum*); zweitens zeigt sich für ihn beim Facsimile besonders dann eine Überlegenheit, wenn über mehrere Bibliotheken verstreute Bestandteile einer Handschrift zur ‚Einheit' zurückgeführt werden können (*coepimus etiam redintegrare in unumque corpus rursus componere libros divulsos*); drittens gebraucht er für den Charakter der Faksimilierung zweimal das Bild des Schattens: im Fall der Bibliotheken, die Facsimilia neu vereinen und auf diese Weise ‚Schattenbibliotheken' der mittelalterlichen Handschriftenüberlieferung bilden (*novae bibliothecae fiunt umbraticae*), und im Fall der Schrift, die im schwarz-weiß-Facsimile wie ein einfarbiger Schatten des Originals erscheint (*umbrae pallidarum litterarum*).

Nur angedeutet hat Traube das Argument, daß die Faksimilierung dem Verlust zuvorkommen kann (*ab interitu vindicare monumenta saecularia*). Was zu seiner Zeit noch Ausnahmeerfahrung gewesen sein mag, der Verlust ganzer Bibliotheken durch Kriegsereignisse (Straßburg 1870), wird im Bombenhagel insbesondere des Zweiten Weltkriegs erschreckende Normalität: Bonn, Chartres, Metz, Dresden und ungezählte weitere Standorte verlieren ganz oder teilweise ihre wertvollsten Bestände. Nach dem Krieg dauerte es einige Jahre, bis sich sechs prominente Handschriftenforscher aus Italien, Deutschland, der Schweiz, England, den Niederlanden und Frankreich in Basel zusammenfanden und eine wissenschaftlich und nicht kommerziell begründete Reihe einfacher Schriftfacsimilia ins Werk setzten. Sie griffen Traubes Begriff des Schattens auf und skizzierten das Programm der *Umbrae Codicum Occidentalium*.[14] Von deutscher Seite unterzeichnete der bedeutendste

deutsche Paläograph des 20. Jahrhunderts, der Münchner Mittellateiner Bernhard Bischoff. Die Vorgaben der Reihe lauteten, kulturhistorisch oder paläographisch herausragende Handschriften vollständig und formatgetreu in preiswerten Photobänden und nur schwarz-weiß zu faksimilieren. Ausdrücklich ausgeschlossen waren illuminierte Handschriften. Das Programm schien ambitioniert; Elan, Ressourcen und Konzept reichten aber nur für zehn Facsimilia, die zwischen 1960 und 1966 publiziert wurden. Ab 1960 erschienen mit einem analogen wissenschaftlichen Anspruch die *Codices selecti [phototypice impressi]* der akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz. Einschränkungen bei der Ausführung der Facsimilia wurden dort nicht gemacht oder bald aufgegeben; die Reihe wird noch immer fortgeführt und kommt inzwischen auf 125 Facsimilia.[15]

Und selbstverständlich waren Reserven gegen die farbige Wiedergabe kalligraphisch hochwertiger, illuminierter Handschriften auch auf philologischer Seite nicht haltbar.[16] Ein Beispiel für das Zusammentreffen von mittellateinischem Forschungsinteresse, kunsthistorischen Ansprüchen und populärer Bekanntheit ist ein Facsimile, das Bernhard Bischoff 1967 verwirklicht hat, bezeichnenderweise nicht im Rahmen der *Umbrae codicum occidentalium*. In diesem Jahr wurden der *Codex Buranus* und die *Fragmenta Burana*,[17] die ursprünglich an das Ende des Codex gehörten, in einem Band in Originalgröße und farbig faksimiliert.[18] Auch wenn die Schwächen des Facsimiles vor allem bei der Wiedergabe der reinen Schriftseiten gut erkennbar und inzwischen leicht am Digitalisat überprüfbar sind, handelt es sich um eine für diese Zeit hochwertige Reproduktion. Grundlage ihrer Verwirklichung dürfte auch eine gewisse kommerzielle Erwartung gewesen sein, denn durch die Vertonung von Carl Orff hatte die Liedersammlung der *Carmina Burana* »Weltruhm« erlangt, wie Bernhard Bischoff zu Beginn des Kommentarbandes geltend macht.[19] Jenseits der formatgetreuen Wiedergabe, der hohen Qualität und der ‚Wiedervereinigung' des *Codex Buranus* mit den *Fragmenta Burana* besteht der Hauptwert dieser Faksimilierung in dem mustergültigen Kommentar (Abb. 4). Bernhard Bischoff ist es gelungen, auf 13 Seiten nicht nur den Forschungsstand zum Codex und zur Liedersammlung aus philologischer, kunsthistorischer und musikwissenschaftlicher Sicht wiederzugeben, er hat auch die Datierung, Lokalisierung und Provenienz

des Codex seriös rekonstruiert: Entstanden um 1230 eher in Kärnten oder der Steiermark als in Südtirol, weisen Spuren des 13. Jahrhunderts auf einen Aufenthalt in Seckau, erst im 18. Jahrhundert befand sich der Codex sicher in Benediktbeuern und gelangte im Zuge der Säkularisation des Jahres 1803 nach München. In einem anderen Fall ist es Bischoff nicht gelungen, seinen Plan zur Faksimilierung umzusetzen. Er wollte den ebenfalls in München aufbewahrten Hauptzeugen der Werke der Hrotsvit von Gandersheim,[20] entstanden im Heimatstift der Autorin im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts, in den *Umbrae codicum occidentalium* reproduzieren lassen. Seine Einführung zu einem Facsimile, das nie erschienen ist und wahrscheinlich nicht mehr erscheinen wird, da der Münchner Codex inzwischen hochauflösend digitalisiert ist, liegt unter der Signatur ‚Nachlaß Bischoff Ana 553' bei den Monumenta Germaniae Historica.[21]

Abb. 4 Faksimile-Ausgabe der Handschrift der Carmina Burana und der Fragmenta Burana (Clm. 4660 und 4660 a) der Bayerischen Staatsbibliothek in München, hg. von Bernhard Bischoff, München 1967 in einer zweibändigen Ausgabe, bei der Facsimile und Text getrennt durch Willy Pingel, Heidelberg, von Hand in Halbpergament gebunden wurden.

Nachdem die Digitalisierung viele Hoffnungen mittellateinischer Forschung, vor allem die numerischen Erwartungen an greifbare Aufnahmen historischer Schriftzeugnisse in einer Art und Weise erfüllt, daß man von einer neuen Forschungsgrundlage sprechen darf, werden herausragende Beispiele und Erfolgsgeschichten der Faksimilierung erkennbar, die sich wohl so nicht wieder ereignen werden. Die Faksimilierung des St. Galler Klosterplans ist

ein solcher Erfolg von früher Wiedergabe, Popularisierung und Erforschung eines mittelalterlichen Sprach-, Literatur- und Fachzeugnisses (Kat.Nr. 13). Vom ersten Kupferstich durch Jean Mabillon,[22] der lithographischen Reproduktion durch Ferdinand Keller,[23] über den Offsetdruck durch Johannes Duft in erster und zweiter Auflage,[24] der Neuaufnahme durch Ernst Tremp,[25] bis zum extrem hoch aufgelösten Digitalisat hat sich die Fähigkeit, den Plan zu lesen, zu verstehen und seine kulturgeschichtliche Dimension auszumessen, stetig verbessert. Daß wir heute wissen, daß der Plan 825 oder 826 auf der Reichenau entstanden ist, von Reginbert († 846) und Walahfrid Strabo beschriftet, an Gozbert den Abtsneffen und nicht den gleichnamigen Abt († 850) von St. Gallen gerichtet war und St. Galler Eintragungen darauf erkannt werden, wäre ohne auf das Facsimile aufbauende akademische Lehre und Forschung – auch mit Blick auf die dringende Schonung des Originals – nicht möglich gewesen.[26]

Ähnlich verhält es sich mit Rettungstaten durch Faksimilierung. Eine davon betrifft das Original der Chronik Bischof Thietmars von Merseburg († 1018).[27] In dem zwischen 1012 und 1018 an der Kathedrale von Merseburg hergestellten Codex hat der Autor Thietmar autographe Partien hinterlassen. Die Handschrift lag spätestens seit dem 17. Jahrhundert dauerhaft in Dresden, ist durch die Bombardierung Dresdens am 13. Februar 1945, die anschließende Flutung der Keller und die fehlende Trocknung in den Wirren der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegstage aber weitgehend zerstört worden.[28] Daß man 1905 ein Facsimile im Lichtdruck dieser reinen Texthandschrift in Dresden in Auftrag gegeben hat, wirkt nachträglich wie ein Wunder.[29] Das Facsimile ist bis in die sichtbaren Rasuren so hochwertig, daß der spürbare Verlust des Originals zu einem guten Teil aufgewogen wird und man sich inzwischen daran gewöhnt hat, mit dem Facsimile wie mit dem Original zu arbeiten. Wie nötig diese Arbeit ist, wurde durch einen epochalen Aufsatz von Norbert Fickermann im Jahre 1957 deutlich.[30] Er hat durch den Vergleich zwischen Facsimile und den bisher vorgelegten Editionen bei den Monumenta Germaniae Historica gezeigt, wie weit der herausgegebene Text vom Sprachstand und somit vom historischen Text entfernt war. Die Editoren hatten sich für ‚Verbesserungen' späterer Hände im Codex entschieden und diesen ‚Anpassungen' an einen vermeintlichen Sprachstandard

mehr vertraut als dem Sprachstand des frühen 11. Jahrhunderts, fälschlicherweise, wie Fickermann anhand der Reproduktion belegen konnte. Damit ist ein klassischer Artikel mittellateinischer Sprachgeschichte, eine philologische Arbeit auf Grundlage der mittelalterlichen Überlieferungsträger ausgerechnet an einem Facsimile gelungen. Vielleicht ist der Fall des Originals der Chronik Thietmars von Merseburg der klarste Beleg dafür, wieviel die mittellateinische Forschung der Faksimilierung verdankt.

Tino Licht

1 Die älteste erhaltene Horazhandschrift ist der Codex Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Reg. lat. 1703, der im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts in Weißenburg (Wissembourg) abgeschrieben worden ist; vgl. zu der Handschrift Walter Berschin / Tino Licht, Geht die Überlieferung von Anthologia Latina 665 aus dem Chronographen von 354 auf Walahfrid Strabo († 849) zurück?, in: Walter Berschin, Mittellateinische Studien IV, Heidelberg 2022, 39–48, hier 45–47.

2 Es handelt sich um den sogenannten ‚Moore-Bede', der von seinem Vorbesitzer John Moore (1646–1714), Bischof von Norwich, zwischen 1697 und 1702 erworben wurde und heute in Cambridge, University Library, Kk. V. 16 aufbewahrt wird; die Argumente zur Datierung der Handschrift entnimmt man am leichtesten dem Facsimile The Moore-Bede, hg. von Peter Hunter Blair, Kopenhagen 1959, 25–28.

3 St. Gallen, Stiftsbibliothek, 1092; zu Walahfrids Autograph vgl. Tino Licht, Revisiting the Question of Walahfrid Strabo's Autograph, in: The Journal of Medieval Latin 32 (2022) 65–80.

4 In der Zählung der maßgeblichen Literaturgeschichte: Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, Bd. 6.2, hg. von Reinhart Herzog und Peter Leberecht Schmidt, München 2020, wird Augustinus († 430) in Paragraph 691 behandelt; die Nummer ist zu hoch, weil zahlreiche Paragraphen davor Zusammenfassungen enthalten oder anonyme Texte behandeln (bisweilen aber auch Gruppen von Autoren in einem Paragraph versammelt sind); die Zahl 15000 für die namentlich bekannten Autoren des Mittelalters ist aus den bisher erschienen Faszikeln des Compendium Auctorum Latinorum Medii Aevi, Florenz 2000 ff. hochgerechnet und entnommen bei Walter Berschin, Einleitung in die Lateinische Philologie des Mittelalters (Mittellatein), Heidelberg ^{2}2019, 154.

5 Tino Licht, Ludwig Traubes Überlieferungsphilologie, in: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken, hg. von Thomas Meier, Michael Ott und Rebecca Sauer, Berlin u. a. 2015, 183–190.

6 Es handelt sich um ein *Martyrologium Hieronymianum* aus Echternach, das heute in Paris, Bibliothèque Nationale, lat. 10837 aufbewahrt wird und ins frühe 8. Jahrhundert zu datieren ist.

7 Acta Sanctorum, t. 2 Aprilis, ed. Gottfried Henschen et Daniel Papebroch, Antwerpen 1675, zwischen XII und XIII.

8 Jean Mabillon, De re diplomatica libri VI, Paris ^{2}1709.

9 Vgl. zum Komplex früher Schriftfaksimilierung Berschin (Anm. 4) 46–50 und den Abschnitt von Blume/Yalcin in diesem Katalog.

10 Ludwig Traube, O Roma nobilis. Philologische Untersuchungen aus dem Mittelalter, München 1891, 56 sprach die Empfehlung aus, von dem Codex eine »vollständige Wiedergabe im Lichtdruck« zu veröffentlichen.
11 Zur Autorendiskussion der umstrittenen Gedichte vgl. Nikolaus Staubach, Sedulius Scottus und die Gedichte des Codex Bernensis 363, in: Frühmittelalterliche Studien 20 (1986) 549–598.
12 Codex Bernensis 363 phototypice editus, hg. von Hermann Hagen und Scato de Vries, Leiden 1897; auf Traubes Anregung nimmt Scato de Vries im Vorwort Bezug: *Quem* [scil. codicem] *ut ederemus integrum cum variae nos permoverunt cogitationes tum Ludovici Traube mei disputatio doctissima de insigni illo thesauro* …
13 Leiden, Bibliotheek der Rijksuniversiteit, Voss. lat. Q 110 A; Paris, Bibliothèque Nationale, lat. 6400 B; Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Reg. lat. 1709 B; Hieronymi chronicorum codicis Floriacensis fragmenta Leidensia, Parisina, Vaticana phototypice edita, hg. von Ludwig Traube und Scato de Vries, Leiden 1902.
14 Giulio Batelli / Bernhard Bischoff / Albert Bruckner u. a., Umbrae Codicum Occidentalium, in: Scriptorium 14/1 (1960) 101.
15 Tabulae Nauticae. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Portolanatlas von Pietro Vesconte (Cod. 594 der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien), hg. von Ingrid Baumgärtner, Graz 2022.
16 Vgl. den Abschnitt von Draxler/Ney in diesem Katalog.
17 München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4660 und Clm 4660a.
18 Carmina Burana und Fragmenta Burana. Bayerische Staatsbibliothek, München, Clm. 4660 und 4660 a, Faksimileband und Textband, hg. von Bernhard Bischoff, München 1967.
19 Ebd., Textband, 5.
20 München Bayerische Staatsbibliothek, Clm 14485.
21 Diese Information entnimmt man der Ausgabe von Hrotsvit, Opera omnia, ed. Walter Berschin, München/Leipzig 2001, X, Anm. 9.
22 Annales ordinis Sancti Benedicti, t. 2, ed. Jean Mabillon, Paris 1704, zwischen 570 und 571.
23 Bauriß des Klosters St. Gallen, hg. von Ferdinand Keller, Zürich 1844.
24 Der karolingische Klosterplan von St. Gallen, hg. von Johannes Duft, St. Gallen ^{2}1983.
25 Der St. Galler Klosterplan. Faksimile, Begleittext, Beischriften und Übersetzung, hg. von Ernst Tremp, St. Gallen 2014.
26 Zur Forschungsgeschichte und zur Verbesserung der Lesarten durch Verbesserung der Faksimilierung bzw. Digitalisierung vgl. Tino Licht, Neue Beobachtungen zu Schriftgeschichte, Wortlaut und Rezeption des St. Galler Klosterplans, in: Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte, Kunst, Architektur, Tagungsakten, hg. von Wolfgang Zimmermann, Olaf Siart und Marvin Gedigk, Regensburg 2024, 166–175.
27 Dresden, Sächsische Landesbibliothek – Universitäts- und Staatsbibliothek, Msc. R 147.
28 Vgl. dazu den instruktiven Artikel von Jana Kocourek, Das Schicksal der Thietmar-Handschrift, in: Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte, Ausstellungskatalog, hg. von Markus Cottin und Lisa Merkel, Petersberg 2018, 148–159.
29 Die Dresdner Handschrift der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg, hg. von Ludwig Schmidt, Dresden 1905.
30 Norbert Fickermann, Thietmar von Merseburg in der lateinischen Sprachtradition, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 6 (1957) 21–76.